



KIRCHE IN NOT
WELTWEITES HILFSWERK PÄPSTLICHEN RECHTS

...damit der Glaube lebt!

gegründet 1947 von Pater Werenfried van Straaten als Ostpriesterhilfe



KIRCHE IN NOT Deutschland

Geschäftsführerin Karin M. Fenbert

Anschrift Lorenzonistraße 62, 81545 München
Telefon 0 89 – 64 24 888 – 0
Telefax 0 89 – 64 24 888 – 50
E-Mail niggewoehner@kirche-in-not.de
Website www.kirche-in-not.de
Facebook: <https://www.facebook.com/KircheInNot.de>

Zum Lesen und Vorlesen

„Die Tasche“ - Eine außergewöhnliche Adventsgeschichte von Gertrud Fussenegger

Die folgende Adventsgeschichte stammt aus der Feder der großen Schriftstellerin und Ehrenpräsidentin des Verbandes Katholischer Schriftsteller Österreichs, Prof. Dr. Gertrud Fussenegger, die am 19. März 2009 in Linz an der Donau gestorben ist. Am 8. Mai 2012 wäre sie 100 Jahre alt geworden wäre. Die Geschichte „Die Tasche“ bildet das letzte Kapitel in ihrem Lebensbericht „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“. Gertrud Fussenegger hat sie dem weltweiten katholischen Hilfswerk KIRCHE IN NOT, das sie seit vielen Jahren durch Lesungen unterstützt, zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Sie kann auf www.kirche-in-not.de als pdf-Datei ausgedruckt werden - zum Lesen oder Vorlesen in der Advents- und Weihnachtszeit.

Die Tasche

Im Frühwinter des Jahres 1946 hatte ich noch ein Abenteuer zu bestehen, das, wäre es nicht ausgelaufen wie es auslief, mein künftiges Leben sicher von Grund auf verändert hätte. Es warf mich noch einmal in die Stunde Null zurück. Noch einmal waren die Weichen ausgestellt, noch einmal hing alles an einem Haar.

Am 14. November 1945 hatte ich mein viertes Kind, meine Tochter Dorothea bekommen. Ich lag noch im Krankenhaus, da kam am dritten oder vierten Abend nach meiner Niederkunft ein Polizist in mein Zimmer herein und teilte mir mit, ich sei aus Österreich ausgewiesen. Ich hätte, so las er mir aus einem amtlichen Schriftstück vor, binnen zehn Tagen mit meinen Kindern das Land zu verlassen.

Das war eine schlimme Nachricht. Aber sie kam nicht unerwartet. Ich war ja schon vor dem Anschluß, 1937, durch meine Ehe mit E. Reichsdeutsche geworden, war auch jetzt noch mit einem Reichsdeutschen verheiratet. Das wurde mir jetzt als eine Art Vaterlandsverrat angekreidet. Ich sollte dafür bezahlen.

Überdies war das Land mit Flüchtlingen überfüllt, Wohnraum und Nahrung knapp. So versuchte man abzuschieben, wen immer man abschieben konnte.

Aber ich wollte nicht gehen. Ich wollte nicht mit meinen Kindern in die zerstörte Stadt zurück, in die womöglich noch härteren Verhältnisse, die drüben herrschten. Vor allem aber wollte ich nicht in das alte Leben zurück, in die Gemeinschaft mit E., von der ich weder Hilfe noch Heilung erhoffen konnte. So war ich entschlossen mich der Ausweisung zu widersetzen. Ich verließ mich darauf, daß man mich nicht mit Gewalt aus meinem Hause reißen und über die Grenze transportieren werde, und Befehlen und Drohungen wollte ich mich nicht beugen. Am anderen Morgen, schleppte ich mich zum Telefon und begann verschiedene Leute um Hilfe zu bitten: Den Propst von Innsbruck, Josef Weingartner, einen Universitätsprofessor Reut-Nikolussi, neuerdings Mitglied der Tiroler Landesregierung. Die beiden hatten mir schon vor Jahr und Tag zu erkennen gegeben, daß sie meine Bücher schätzten. Jetzt verweigerten sie mir ihre Hilfe nicht. Unter allerlei Vorwänden konnte ich eine erste Verlängerung der Frist erhalten, nach der die Ausweisung erfolgen sollte, vier Wochen; nach diesen vier Wochen mußte ich neuerlich um vier Wochen ansuchen und wieder um vier Wochen, so werde es vielleicht gelingen, die Fristen so lange anzustückeln, bis ich am Ende doch für immer bleiben könnte: Mehr konnten mir auch meine Gönner nicht versprechen.

Ich war mir klar: Unter solchen Umständen hatte ich mich als einen Menschen minderen Rechts zu betrachten. Mein Haus wurde als deutsches Eigentum beschlagnahmt. Ich war nur widerwillig geduldet, ein unnützer Esser und, da ja noch andere Menschen an mir hingen - meine vier Kinder, Tante Anci und jetzt, nach seiner Entlassung aus einem tschechischen Zuchthaus, auch noch Onkel Hubert Roderich - sozusagen das Leittier einer ganzen Schmarotzerherde. Ich war mir klar: Ich dürfte mir nicht das Geringste erlauben, nicht einmal um einen Bezugschein nachsuchen für ein Paar Schuhe etwa. Da war kein Darandanken! Und wenn ich am Monatsersten die Lebensmittelkarten von der Gemeinde holte, wartete ich schon mit Bangen auf die rüde Frage, wann ich denn endlich zu verschwinden gedächte.

Nun aber, im Spätjahr 1946, sollte in Österreich die Reichsmark abgeschafft und durch eine neue Währung, den Schilling, ersetzt werden, eine längst fällige Maßnahme, die schon nach der ersten Nationalratswahl beschlossen worden war; sie sollte gehortetes Geld entwerten und die Wirtschaft sanieren. Was Ausländern gehörte, verfiel dem Staat, so natürlich auch mein an einer hiesigen Bank angelegtes Konto. Doch sollte jedermann, auch der Ausländer, das Recht haben, eine kleine Summe des alten Geldes in neues umzutauschen. Zu diesem Umtausch, so war bekanntgegeben worden, waren die neuen Lebensmittelkarten mitzubringen. Auf ihnen würde der erfolgte Wechsel bestätigt werden. Ohne Karten kein Geld. So stiegen diese Karten noch einmal im Wert und wurden zu nahezu unschätzbaren Dokumenten. Wir sprachen daheim davon, welch ein Unglück es wäre für den, dem sie abhanden kämen.

Unser Haushalt bestand aus acht Personen. Ich trug die Verantwortung für diese acht; so hatte ich auch die Karten in Verwahrung. Sie steckten immer in meiner Handtasche. So pflegte ich sie mit mir herumzutragen. Das war, einesteils, leichtsinnig. Andernteils hatte ich meine Erfahrungen, mit meinen beiden alten und immer hungrigen Flüchtlingen vor allem, ich wollte sie nicht in Versuchung führen.

Eines Nachmittags in der ersten Adventswoche fuhr ich nach Innsbruck. Was ich dort wollte, weiß ich nicht mehr. Wie immer hatte ich die Karten bei mir, die schon reduzierten der laufenden, die neuen, noch unberührten, der kommenden Zuteilungsperiode, eben jene, auf die der Geldumtausch erfolgen sollte. Ich hatte auch noch ein Buch bei mir, ein Tiroler Kollege, Josef Leitgeb hatte es mir geliehen: es war Jüngers Abhandlung *Über den Schmerz*.

Es ging gegen Abend, gegen sechs Uhr, als ich mich auf die Heimfahrt machte. Es schneite zum erstenmal in diesem Jahr. Die Tram war überfüllt, ich mußte stehen. Trotzdem konnte ich es mir nicht versagen, nach dem Buch zu greifen. Ich nahm es aus der Tasche, legte die Tasche in das Gepäcknetz, behielt den Bügel in meiner Linken und stützte mich zugleich mit dieser Linken an die Stange. In der Rechten hielt ich das Buch. So begann ich zu lesen.

Die Fahrt von Innsbruck nach Hall in dem altertümlichen und schwerfälligen Rappelkasten dauerte eine gute halbe Stunde. Innerhalb des engeren Stadtgebietes folgte Station auf Station. Jedesmal wenn die Bremsen knirschten, blickte ich nach meiner Tasche und bewachte sie. Gedränge hinaus, Gedränge herein. Der Wagen fuhr wieder an, ich konnte weiterlesen.

So ging es bis zum Schießstand, einem schon damals ausgedehnteren Vorort von Innsbruck. Ich hatte mich wohl für einen Augenblick ganz in Jüngers Text verloren, denn ich vergaß, bei dieser Haltestelle nach meiner Tasche zu sehen. Und als sich die Trambahn wieder in Bewegung setzte, war meine Tasche verschwunden.

Ich schrie auf, hemmungslos, wild vor Schreck: - Meine Tasche, meine Tasche, meine Tasche ist gestohlen. - Und dann, zum Schaffner gewandt: - Läuten sie ab, ich will hinaus, ich muß meine Tasche wieder haben, die Karten sind darin für acht Personen! -

Der Schaffner war ein rauher Mann. Er ließ sich nicht erweichen, er weigerte sich abzuläuten. Doch ich war schon an der Tür. Ich riß sie auf. Die Bahn war jetzt in voller Fahrt. Sollte ich springen? - Da hörte ich Bremsgeräusche. Nicht der Schaffner, ein anderer Mann hatte drinnen an der Läuteschnur gerissen, so erzählte man mir später, aus Mitleid hatte er eigenmächtig gehandelt und war dafür auch noch bestraft worden, ich wußte nichts von dem Vorgang, ich hörte jetzt nur das Schnarren der Bremsen, das Bollern der Räder. Ehe der Wagen hielt, sprang ich ab.

Ich sprang hinaus auf die verschneite Fahrbahn, der Schnee lag erst drei Finger hoch und war hier auf offener Strecke von nur wenigen Spuren durchzogen. Die Tram fuhr weiter, und ich begann zu laufen.

Ich lief die Straße zurück auf die Station zu, an der wir zuletzt gehalten hatten. Hier mußte der Dieb ausgestiegen sein. Bald war ich da. Ein Wartehäuschen und eine Tafel bezeichneten die Stelle. Niemand war zu sehen. Leer lag die Kreuzung, unbeleuchtet, leer und still. Das Dunkel war nur vom Schnee erhellt, der rein, locker und zart seine silbernen Flächen bildete. Es schneite noch immer. Flocken flüsterten in meinem Haar.

Da stand ich nun, und der Schrecken brannte mich noch immer wie eine schwarze Flamme. Ich hatte Unersetzliches verloren: den Unterhalt der Meinen für viele Wochen. Ohne Karten zu leben war unmöglich, da man mit ihnen sein Leben doch nur kärglich fristen konnte. An wen sollte ich mich wenden um Ersatz? Wer würde mir glauben, wenn ich von meinem Unglück erzählte? Man würde vermuten, daß ich lüge, daß ich mir betrügerischerweise einen Vorteil verschaffen, daß ich die Behörde beschwindeln wolle! Endlich würde man einen Vorwand haben mich abzuschieben, man würde eine neuerliche Ausweisung beschleunigen und mich mit den Meinen über die Grenze schaffen. Das war das Ende! Wie sollte ich heimkommen und gestehen: Ich habe in der Trambahn gelesen, so wurde ich bestohlen, wir sind erledigt - und ich bin schuld daran.

Da bemerkte ich, daß sich in einem Vorgarten nahe der Straße ein Mann befand. Er stand dort, hatte ein Fahrrad an den Zaun gelehnt und gab sich daran zu schaffen. Sein Gesicht konnte ich kaum erkennen, doch sein Anzug schien eine umgeschneiderte Uniform zu sein. War ihm etwas an meinem Betragen aufgefallen? Er wandte sich mir zu und fragte: - Was haben Sie? Ist Ihnen etwas geschehen? -

- Ja -, sagte ich, - mir ist meine Tasche gestohlen worden -, und ich erzählte ihm den Hergang. Bedauernd schüttelte er den Kopf. - Da ist wohl schwer zu helfen. Aber ich gebe Ihnen einen Rat. Gehen Sie doch in die Häuser hinein und fragen Sie die Leute, es sind viele, die um diese Zeit von der Arbeit nach Hause kommen. Vielleicht erfahren Sie, wer mit ihnen aus der Tram gestiegen ist. -

- Ja -, sagte ich, - das will ich tun.- Und weil ich keinerlei andere Hoffnung hatte, folgte ich seinem Ratschlag, obwohl ich ihn für sinnlos hielt.

Ich läutete am nächsten Haus, da rührte sich nichts. Beim zweiten Haus fand ich nicht einmal das Gattertor des Gartens. So ging ich weiter und entfernte mich von der Haltestelle und kam zu einem dreistöckigen oxsenblutrot gestrichenen Gebäude mit einem Türmchen am Dach. Ich kannte es längst vom Vorüberfahren, es war ein ganz besonders scheußliches Exemplar einer freudlosen Mietskaserne.

Hier stand das Haustor offen, im Flur brannte eine Birne. Ich sah drei Wohnungstüren mit ihren Schildern, Briefkästen, Klingelknöpfen. Ich dachte: An welcher Tür willst du läuten? Was willst du sagen? Mit höflichen Fragen nach einem Dieb zu forschen, ist das nicht lächerlich?

Ich ging an den ersten drei Türen vorbei und stieg die Treppe hinauf. Ich hatte keine Gründe dafür außer dem einen: den Augenblick hinauszuzögern. Auch im ersten Stockwerk war ich noch unentschlossen. Schließlich gab ich mir einen Ruck und drückte einen Klingelknopf.

Eine Frau öffnete, steckte den Kopf heraus. - Was wollen Sie? - -
Entschuldigen Sie, bitte -, begann ich, - ich habe nur eine Frage an Sie.
Vielleicht finden Sie diese Frage merkwürdig, aber . . . Können Sie mir
jemanden nennen, der täglich um diese Zeit mit der Trambahn ankommt? -

Auf dem Gesicht der Frau erschien ein freundliches Lächeln. Dieses
Lächeln überraschte mich beinahe mehr als ihre Antwort. - Jawohl-, sagte
sie und ließ mich rasch und bereitwillig ein. - Mein Untermieter . . . er ist
gerade heimgekommen.-

Sie wies hinter sich, auf eine Tür. Ich ging hin, klopfte an, klopfte noch
einmal und drückte, als keine Antwort erfolgte, die Klinke nieder. In dem
Zimmer saß - mit dem Rücken zur Tür - ein kleiner älterer Mann in
dunklem Überrock und dunklen Stiefeln, mit einer schwarzen Mütze auf
dem Kopf. Ich näherte mich ihm, ich sah das kurzgestutzte Borstenhaar auf
seinem Hinterkopf. Er rührte sich nicht. So begann ich zu wiederholen,
was ich der Frau im Flur gesagt hatte, nun schon flüssiger, schneller, wie
eingelernt:

- Entschuldigen Sie, bitte, ich möchte Sie nur fragen - Da aber blieb mir das
Wort in der Kehle stecken. Ich taumelte zurück wie jemand der einen
Schlag gegen das Brustbein bekommen hat, ich zog die Luft mit einem
kurzen hellen Japsen ein, denn da war ...

Ja, denn da war die Tasche, meine Tasche. Sie stand auf den Knien des
Mannes, schräg gegen die Tischkante gelehnt, klaffend offen und
ausgeräumt. Die Kunstledermappe für die Karten lag aufgeschlagen
daneben, und die Karten selbst, rote, weiße, grüne und blaue Zettel daneben
aufgefächert, zum Zählen aufgelegt, vielleicht schon abgezählt. Auch die
Börse war aus der Tasche genommen und die Münzen auf dem Tisch
verstreut.

- Da ist ja meine Tasche, sagte ich, da ist sie ja! - Und ging auf den Mann
zu, nein, nicht auf ihn, nur auf das, was mir gehörte. Ich sah ihn dabei nicht
an. Nur seine Hände sah ich, wie sie die Tasche losließen, weiße bleiche
häßliche Altmännerhände mit platten Nägeln und gichtischen Knoten, sie
kamen mir nackt und kalt und irgendwo hilflos vor, wie sie sich
zurückzogen von dem Meinen und kraftlos niedersanken.

Inzwischen griff ich zu: Ich schob die Karten zusammen und in die Mappe
zurück. Ich zählte sie nicht. Ich nahm auch das Geld und die Börse und dann
die Tasche von den Knien des Mannes. Mappe und Börse tat ich hinein und
klappte sie zu. Der Mann sagte kein Wort, auch ich sagte nichts mehr. Was
hätte ich noch zu sagen gehabt? Er hatte mich bestohlen. Vor einer Minute
noch hatte er geglaubt, einen reichen Fang gemacht zu haben. Aber das
Glück hatte gegen ihn gespielt. Es hatte ihn ausgepunktet.

Da war kein Wort mehr nötig.

Als ich fertig war und nichts mehr zu tun hatte als das Zimmer zu verlassen
und fortzugehen, da blickte ich den Mann doch noch einmal an. Er saß noch
immer unbewegt auf seinem Sessel, hielt den Kopf gesenkt, ließ beide Arme
hängen. Der Schirm seiner Mütze verdeckte sein Gesicht. Da kam mir vor,
als ob ich doch nicht so aus seinem Zimmer weggehen könnte, als wäre er
nur ein Stück Holz oder ein Stein. Ich war bei ihm eingedrungen und hatte
ihm seine Beute abgenommen. Er hatte sich nicht gewehrt. So verbeugte ich

mich gegen ihn, um ihm doch eine Art Höflichkeit zu erweisen, eine Andeutung der Teilnahme an seinem Mißgeschick. Doch wie ich mich abwandte um zu gehen, sah ich, daß auch er sich vor mir ein wenig verneigte, und damit war zwischen uns alles in Ordnung gebracht.

Nun verließ ich das Haus. Es war, seit ich in hellen Entsetzen aus der Trambahn gesprungen war, nicht viel mehr als eine Viertelstunde verstrichen. Bei der Haltestelle sah ich mich nach dem Mann um, der mir den guten Rat gegeben hatte. Doch er war samt seinem Fahrrad aus dem Vorgarten verschwunden. Eine Weile später klingelte die nächste Bahn heran. Ich konnte nach Hause fahren.

Der Lebensbericht „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“ ist derzeit nur antiquarisch erhältlich. Lieferbare Bücher der Autorin findet man zum Beispiel bei den Verlagen *dtv* und *Langen Müller*. Mehr über die Autorin gibt es unter: www.kirche-in-not.de.